

29.11.1915

Berliner Kriegsfürsorge.

Von Agnes Harber.

Kürzlich sprach Bürgermeister Dr. Reide im Deutschen Hygeum-Klub über die Kriegsfürsorge Berlins. Wenn auch für diejenigen, die seit Monaten in der Materie arbeiten, vieles bekannt war, so bleibt doch eine Fülle des Fesselnden auch für die Allgemeinheit. Spricht doch nichts mehr für die Kultur unseres Volkes als die stille, vornehme Art, mit der bei Ausbruch des Krieges die Sorge für die Daheimgebliebenen in Angriff genommen wurde, aus dem großen Gefühl der Gemeinsamkeit heraus, das in den ersten Augusttagen unser Volk aufs neue einte.

Woher kam dieses Gefühl? Im Frieden galten doch ganz andere Empfindungen! Es war damals mehr eine gleichmäßige Bildung und Zivilisation, die Menschen einte. Manchem Deutschen stand ein feiner Meinung nach gleich gebildeter Engländer näher als ein Bauer der östlichen Grenze. — Manchem, das sei hier doch gleich eingeschoben, war eine wirkliche Freundschaft mit Fremden freilich unmöglich. — Auch einte unser Volk nicht die hohe Kunst. Denn die unteren Schichten nahmen kaum teil an ihr. Der Geschmack der Galerie und des Parketts bleibt verschieden. Verschieden auch in der Musik. Man denke an den Triumphzug der Gassenhauer. Was also einte plötzlich? Nicht einmal die Liebe zur Scholle konnte es sein. Denn Unzählige kennen ja die Muttererde kaum.

Und doch war es die deutsche Kultur, dieser feste Wille zur Ordnung, zur Gesetzmäßigkeit, zur inneren Befestigung, die ein Volk von Brüdern dasfehen ließ — und auch erhielt. Es war dieser selbe Geist, der unsere Feldgrauen draußen deutsche Weihnacht feiern ließ mit den Kindern der Feinde. Der das zerstörte Belgien in einen Garten zurückverwandelt hat. Der kleine Laubensolonien hinter den Schützengräben entstehen läßt und in Belgien sofort mit dieser umfassenden sozialen Fürsorgearbeit begonnen hat, in der Deutschland für alle Zeiten die Lehrmeisterin der Völker sein wird.

Sorge für die anderen! Das war auch die letzte Aufgabe der Berliner Magistratsmitglieder von dem Augenblicke an, da der Krieg unvermeidlich schien. So galten die letzten Tage vor der Mobilmachung den notwendigen Einkäufen. In Dauerfahrungen, die oft von 9 Uhr früh bis 7 Uhr abends währten, wurden telephonisch Lebensmittel, vor allem Mehl, bestellt, natürlich ohne Hinweis auf den Krieg, mit den abgeschliffenen, fast zierlichen Flosskeln, die von kaufmännischen Geschäften untrennbar zu sein scheinen. Für 14 Tage hatte die Militärbehörde für den Aufmarsch der Heere die Bahn beschlagnahmt. Dann sollte von Norden und Süden je ein Fleischzug eintreffen. Am Morgen des bestimmten Tages wurde antelephoniert, daß der versprochene Zug schon zwölf Stunden früher kommen würde — und er kam! Wem aber von Berlins Einwohnern, die in dem Kauf der Einnahme von Lüttich schwelgten, fiel es ein, sich darüber zu wundern, daß an keinem dieser Tage die frische Milch für die Kinder gefehlt hatte? Oder sich gar auszurechnen, welche Vorarbeit nötig war, um mit automatischer Sicherheit in die rollenden Militärzüge — den Milchzug einzuschleppen? Unbewußt, wie Luft und Leben, genossen wir so die Segnungen der vereinigten Verwaltungen! Was für die Frauen der Feldgrauen geschehen ist, weiß der nationale Frauendienst. Hundert Prozent zu der Staatsunterstützung gab die Stadt. Dazu die Mietunterstützung. Die gilt freilich in zweiter Linie den Hausbesitzern, hinter denen wieder die Hypothekengläubiger stehen, denn eine Hand reicht sich der anderen zu unendlicher Kette. Auch der Streit um die Arbeitslosen-Versicherung fand wenigstens augenblicklich ein Ende; denn die allgemeine Hilfe zog sie mit in den großen Ring, ja, auch die Mietunterstützung wurde ihnen schließlich gewährt.

Hier aber seien einmal Zahlen genannt. Im Herbst hatte Berlin — es handelt sich hier immer nur um die Stadt selbst, ohne Einziehung der Vororte — über 57.000 Arbeitslose. Jetzt, im Frühling, nur noch 3700!

Denn in weiser Vorsorge und im Besitz der nötigen Mittel trotz der Ausfälle der Kriegszeit begann die Stadt Berlin Arbeiten, die sonst noch nicht so dringend gewesen wären. Sie werden Dokumente wirtschaftlicher Lichtigkeit bleiben und verdienen auch ihren Platz in der Geschichte des Weltkrieges. So baut man heute die Untergrundbahn durch die Friedrichstraße, ein Objekt von 90 Millionen Mark, wobei die verhältnismäßige Stille des Straßenverkehrs dem Ganzen zustatten kommt, wenn der Bau auch natürlich nicht so schnell ausgeführt werden kann wie im Frieden. Dazu kommt der Westhafen, das Gegenstück zu dem schon vollendeten Osthafen. Er soll das Umladen für Berlin bestimmter Waren in Hamburg erübrigen, so daß z. B. Bananen künftig in Argentinien verladen und hier gelöscht werden können.

Ein eigenes Kapitel in der Geschichte der Nahrungsversorgung einer Millionenstadt in einem Aushungerungskriege bilden die Brotkarten. Wem ist es wohl aufgefallen, daß sich ihre Einteilung nach den ersten Wochen geändert hat! Nicht nur eine schönere Gestaltung ihres Neuheren ließ sich erreichen — ist Reide doch Dichter! — sondern auch eine praktischere. Das Zählen der Abschnitte, die am Anfang gleich groß waren, nahm die Nächte arbeitsheißer Tage in den Bäckereien in Anspruch, wo es meistens auf der Frau lastete. Ein Abwiegen ohne Stichproben war unmöglich, da sich unter die 25-Gramm-Marken zu leicht solche von 50 oder 100 Gramm mischen konnten. Erst die jetzige Einteilung, die jeder folgenden Doppel a h l auch die Doppelgröße der Marke gibt, löste das Preisrätsel. Nun kann am Ende der Woche einfach gemogen werden.

Uebrigens hat die freie Regelung des Verkehrs ohne Zuweisung bestimmter Straßen an bestimmte Bäder sich in Berlin vorzüglich bewährt. Interessant ist, daß andere Orte, z. B. München, die Höhe der Brotabgabe nach den verschiedenen Stunden, in denen das Brot bezogen wird, einteilten. Doch erreicht der höchste dort zulässige Brotteil noch nicht ganz unsere Durchschnittskarte.

Der Süden ist durch seine etwas andere Ernährung schon unabhängiger vom Brot.

Uebrigens hat sich bei der großen Arbeit, die mit diesen Neuerungen verbunden war, die Organisation der Sozialdemokratie glänzend bewährt.

Sie erleichterte überall die notwendigen Maßnahmen und hat in gemeinsamer Arbeit zum Wohle des Ganzen nie gehemmt sondern immer gefördert.

Das gleiche Lob spendet der Redner der Zusammenarbeit mit den Frauen des Nationalen Frauendienstes. Ja, er ging so weit zu behaupten, daß er und seine Kollegen ihre Mitarbeit niemals mehr entbehren möchten.

Augenblicklich hat sich das Rote Haus in der Königstraße wieder in ein Kaufhaus verwandelt.

Mehl, Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Serringe strömen langsam zusammen für Summen, die die sorgenvolle Hausfrau überwältigen würden, von der Bedeutung des Klippfisches zu schweigen! Jedenfalls kann der Bürger ruhig schlafen.

Es war eine sehr praktische Rede. Eine Rede nüchterner Zahlen und nackter Tatsachen. Und doch schien sie wie der Generalstabsbericht nach einer gewonnenen Schlacht. Rückwärtig sah man erst die Gefahren, denen man entgangen war. Weil dieser Krieg aber in bisher noch unbekannter

Bedeutung ein Wirtschaftskrieg ist, darum lag in ihr auch die stolze Hoffnung des Sieges. Kein Wort brauchte sie zu betonen. Mit den Klippfischen, der Speisung der Schulkinder, den Gartenanteilen, der Verteilung von einer halben Million von Saatzpflanzen, damit kein Samen verloren ginge, mit all dieser unendlichen Kleinarbeit im Dienste eines Ganzen strömte die stolze Zubersticht in unser Herz, daß ein Volk, das imstande ist, sich so zu verwalten, allen Angriffen siegreich widerstehen wird.